

Mit Baldwin durch die Berlinale 2017

Filmträume von einer gerechten Welt

James Baldwin hätte sich vielleicht gefreut, wäre er bei der diesjährigen Berlinale dabei gewesen. Aber auch nur vielleicht. Denn Menschen, die nicht dem weißen heterosexuellen Mainstream entsprechen, werden immer noch – und nicht nur in Baldwins Herkunftsland, den USA – benachteiligt. Andererseits gibt es Erfolge, die Baldwin sich 1979 erhoffte, als er seinen unvollendet gebliebenen Text *Remember This House* beginnt; zum Beispiel, dass es einmal einen schwarzen US-Präsidenten gegeben haben wird. Die Angelobung des ersten farbigen Präsidenten hatte sich indes länger hinausgezögert, als es Bobby Kennedy Anfang der 1960er voraussagte (er war von 40 Jahren ausgegangen; vgl. *The Fire Next Time* von James Baldwin). Baldwin starb 1987, 22 Jahre vor Obamas Amtsantritt.

Raoul Peck – von ihm stammt auch der Berlinale-Spezialbeitrag *Le jeune Karl Marx* (F/D/B 2017) – zeigte in seinem mit dem Doku-Panorama-Publikumspreis prämierten Film *I Am Not Your Negro* (F/USA/B/CH 2016), in dem er sich unter anderem auf *Remember This House* stützt, wie der Rassismus sich durch die amerikanische Realität zieht, dass die amerikanische Nation damit sich und ihre Einheit selbst in Frage stellt und Baldwins Thesen von der Unmenschlichkeit des rassistischen Systems auch heute noch Gültigkeit haben. Anhand von Zitate, Filmausschnitten und Diskussionsaufzeichnungen untermalt er Baldwins Argumente und beweist, dass dieser recht hatte mit



I Am Not Your Negro

der Annahme, dass sich eine benachteiligte Bevölkerungsgruppe nicht für immer unterdrücken und in Ghettos einsperren lässt, dass diese ihrer Frustration in Aufständen Ausdruck verleihen wird und auch, dass die Erniedrigung vermeintlich Unterlegener zum moralischen Verfall der vermeintlich Überlegenen führt. So heißt es in Baldwins Essay *The Fire Next Time* (1962/63): „The glorification of one race and the consequent debasement of another – or others – always has been and always will be a recipe for murder.“ Als drastisches Beispiel für den Zusammenhang zwischen Rassismus, Verfolgung und Völkermord führt Baldwin die Nazidiktatur und den Holocaust an und gibt zu bedenken, dass die Nazis sich von anderen Schlächtern nicht durch den Willen zur Ausrottung eines Volkes unterscheiden hätten, sondern allein durch die Mittel und Methoden, die sie für den Genozid wählten.

In *I Am Not Your Negro* zeigt Raoul Peck verschiedene Aspekte der von Baldwin als rassistisch angeprangerten weißen Mehrheitsgesellschaft auf, so zum Beispiel die Straßenschlachten nach Polizeiprügellorgien, die bis heute in regelmäßigen Abständen wiederkehren. Aktuell ist auch, dass sich an dem von Baldwin kritisierten weißen Heldenhollywood nicht viel geändert hat, wenn auch manche Stereotype nicht mehr ganz so deutlich sind wie vor allem in den 1950ern und 60ern und der diesjährige Oscar-Gewinnerfilm *Moonlight* (USA 2016) von Barry Jenkins mit seiner queer-schwarzen Story zumindest gefühlsmäßig beim Publikum einiges wettgemacht hat. Apropos queer: Dass Baldwin homosexuell war, kommt sowohl im Film als auch in Baldwins eigenen theoretischen Abhandlungen nur am Rande zur Sprache, schwule und bisexuelle Charaktere stehen in seinen Romanen *Giovan-*

ni's Room (1956) und *Another Country* (1962) jedoch im Mittelpunkt der Handlung.

Ob Baldwin sich über den Panorama-Dokumente-Beitrag *Strong Island* (USA/DK 2017) von Yance Ford gefreut hätte, ist eher fraglich. Schließlich zeigt Ford mit seinem Film, in dem er die Geschichte seines 1992 von einem Weißen erschossenen Bruders aufrollt, dass sich die ungleichen Verhältnisse sogar in der Amtszeit Obamas gehalten haben. Nicht nur hat sich die Polizei, als der Afroamerikaner William Ford aus nichtigem oder auch ohne Grund ermordet wurde, weniger für die Schuld des Täters als vielmehr für das angeblich kriminelle Opfer und dessen Verantwortung an der eigenen Ermordung interessiert. Nicht nur bauten die Behörden damals eine Schutzmauer um den Täter – auch 25 Jahre nach der Tat verdecken, verdrängen und verzerren sie die

Umstände, wo sie nur können. Zumindest hat man diesen Eindruck, wenn man der Recherche Yance Fords folgt.

Ein anderes Land, in dem Menschen mit heller Hautfarbe lange das unumschränkte Sagen hatten, ist Südafrika. Zwar geht es

gen. Und so erwartet den Burkina-Faso-Besucher aus Frankreich nicht der harmonische Urlaub bei Verwandten, sondern ein patriarchaler Brauch, vor dem der 13-jährige sich nicht nur körperlich fürchtet, sondern den er auch als Persönlichkeitsverletzung ansieht.



Wallay

nicht explizit darum, und die Weißen nehmen keine konkrete Rolle in dem Panorama-Eröffnungsfilm *The Wound* (ZA/D/NL/F 2016) ein, Regisseur John Trengove lässt aber dennoch erahnen, dass die archaischen Beschneidungsrituale junger Männer unter anderem so verzweifelt verfolgt werden, um der nicht vergessenen weißen Vorherrschaft etwas entgegenzusetzen und sich des eigenen kulturellen Wertes zu versichern. Offensichtlich ist der Druck der schwarzen Identitätssuche in der patriarchalisch geprägten Gesellschaft so groß, dass die eigene sexuelle Identität, besonders wenn sie sich in gleichgeschlechtlichen Liebesbeziehungen äußert, als Bedrohung wahrgenommen wird.

Auch der Generationen-Spielfilm *Wallay* (F/BF/Q 2017) von Berni Goldblatt handelt von Männlichkeitsritualen, die alte Stammesführer vermeintlich verweichlichten Familienmitgliedern auferle-

Gefreut hätte sich James Baldwin wohl darüber, dass laut Berlinale-Direktor Dieter Kosslick „heute 83 % der Deutschen für die Einführung der Homoehé“ sind, der Teddy Award zum 31. Mal verliehen wurde und die Erfolgsgeschichte des queeren Preises damit immerhin älter ist als der charismatische, aus Manchester stammende Moderator Jack Woodhead, der durch die Verleihungszeremonie führte. Viele Menschen von Rang und Namen sind zum Teddy-Event gekommen, unter ihnen Politikerinnen wie Andrea Nahles (SPD) und Claudia Roth (Die Grünen), der ehemalige Regierende Klaus Wowereit, aber auch internationale KünstlerInnen wie Udo Kier und Conchita.

Jack Woodhead präsentierte im enganliegenden Kostüm die langen Beine, setzte sich an den Flügel und sang, des Schwulseins müde zu sein, weil die trendi-

gen Queers so anstrengend seien, und er deshalb überlege, sich wieder in den Schrank zurückzuziehen. Justizsenator Dirk Behrendt gedachte der verfolgten und ermordeten Homosexuellen im NS-System und erinnerte im Rahmen zur Aufarbeitung der Geschichte des Paragraphen 175



Dream Boat

StGB und der damit verbundenen Initiative zur „Rehabilitierung der nach 1945 verurteilten homosexuellen Männer“ daran, dass „homosexuelle Handlungen“ in Deutschland noch bis 1969 als „widernatürliche Unzucht“ mit bis zu fünf Jahren Haft bestraft werden konnten. Außerdem kam es zu sogenannten „freiwilligen Entmannungen“, also zu „Kastrationen von gleichgeschlechtlich liebenden Männern“, mit „denen Betroffenen Strafmilderung in Aussicht gestellt“ wurde. 50.000 Opfer des § 175 wurden bis heute nicht rehabilitiert. Die Bundesregierung will die Urteile aufheben und die Opfer entschädigen. Im März wurde dazu ein Gesetztext formuliert.

Panorama-Kurator Wieland Speck legte dem Teddy-Publikum neben *I Am Not Your Negro* unter anderem *Dream Boat* (D 2017) von Tristan Ferland Milewski ans Herz: Eine Kreuzfahrt mit 3.000

Männern an Bord, von denen viele in ihren Herkunftsländern ihre Homosexualität nicht zeigen dürfen und die während der Reise mit Gleichgesinnten ihre Träume ausleben können. Oder um es mit der Stimme des Kapitäns am Anfang des Films zu sagen: „Bringen wir die Jungs auf hohe See!“

Im übrigen, meinte Speck, sei ein wiederkehrendes Thema in den Panorama-Filmen die Männlichkeit. Schließlich sei das Beharren auf männliches Machtmonopol für einiges Übel in der Welt verantwortlich. Speck verwies in dem Zusammenhang auf den neuen US-Präsidenten, der „this most evil kind of machismo“ repräsentiere. Es scheine zumindest so, als befänden wir uns im Rückwärtstrend, sagte Speck im Programmheftinterview.

Und apropos männlich: Ziemlich stolz ist er auf den diesjährigen vergleichsweise großen Regisseurinnenanteil im Panorama; immerhin über 40 Prozent. Vergangenes Jahr wären die Frauen tatsächlich erstaunlich unterrepräsentiert gewesen (23 %), wobei das Geschlecht kein Kriterium bei der Auswahl der Filme sei, andererseits habe man in seiner Sektion zumindest „emanzipierte Augen“, so dass man un-

terschwellig doch auf ein ausgeglichenes Mann-Frau-Verhältnis achte. Im Vergleich zum Gesamtergebnis der Frauenbeteiligung an der Berlinale-Regie mit 30 % steht Specks Abteilung, in der übrigens die meisten queeren Filme des Filmfestivals gezeigt wurden, tatsächlich ganz gut da. Zumindest im Vergleich zum Wettbewerb, in dem nur fünf von 24 Beiträgen von Frauen gedreht wurden – also 20 Prozent. Vergangenes Jahr waren es sogar nicht mal neun Prozent (2 von 23). Richtig gut sieht es zahlenmäßig in Bezug auf Frauenbeteiligung allerdings nur in den Sektionen „Generation“ mit 50 Prozent Anteil (32/64) und „Forum Expanded“ mit fast 68 Prozent (19/28) aus. In beiden Abteilungen spielen Kurzfilme eine große Rolle, was kein Nachteil ist, weil viele Langfilme mit immer öfter zwei Stunden Spielzeit sich doppelt so lang anfühlen und endlos hinziehen – nach dem Motto „Long films are such show-offs“.

Abgesehen davon, dass es zumindest einen größeren Regisseurinnenanteil im Programm der Berlinale gab, ist die gestiegene Frauenpräsenz bei den Auszeichnungen auffällig; abzulesen auch bei den Teddy Awards. Bester Kurzfilm ist dort *Min homosyster* (S/N 2017) der Regisseurin Lia Hietala, „eine süße Geschichte eines jungen Mädchens, das mit Hilfe seiner großen Schwester und deren Freundin etwas über die Liebe lernt“, wie es in der Jurybegründung heißt.

Der Dokumentarfilm-Teddy, der übrigens vom *Transition Queer Minorities Film Festival* in Wien gesponsert wurde, geht an die Taiwanerin Hui-chen Huang und ihren Beitrag *Ri chang dui hua* (2016). Die Jury schätzte die The-

matisierung der Mutter-Tochter-Beziehung als „gleichmaßen bedeutungsvoll und äußerst intim“ ein (siehe auch das Interview mit der Regisseurin auf Seite 37).



Una mujer fantástica

Den Spezialpreis der Jury – außerdem den Panorama-Publikumspreis Spielfilm – erhält die Japanerin Naoko Oigami für *Kamera ga honki de amu toki wa* (2017). Gelobt werden „Naoko Oigamis natürliche Dialoge und ihr Sinn für Humor“ in der Geschichte um eine Elfjährige, die bei ihrem Onkel und seiner Partnerin, einer Transfrau, ein fürsorgliches Zuhause findet.

Una mujer fantástica (RCH/USA/D/E 2017) von Sebastián Lelio gewann den Teddy für den besten Spielfilm, außerdem erhalten Sebastián Lelio und Gonzalo Maza den Silbernen Bären für das beste Drehbuch. Im Mittelpunkt der Handlung steht eine Transgenderfrau, die sich nicht unterkriegen lässt. Der Film bietet „ein sehr authentisches Universum, welches durch die faszinierende und natürliche Leistung von Daniela Vega als Marina

geprägt ist“, fand die Jury. Über den Special Teddy freut sich die „Wegbereiterin des New Queer Cinema“ Monika Treut, die seit dreißig Jahren regelmäßig bei der Berlinale mit ihren Filmen

me, die in Bezug auf ihre Rollen – oder auch nicht vorhandenen Rollen – erwähnenswert sind: Der Goldene Bär für den besten Spielfilm, Preise der ökumenischen Jury, der Fipresci-Jury sowie der

vertreten ist, zum Beispiel 1989 mit *Die Jungfrauenmaschine*: Die Suche nach Liebe führt eine junge Frau nach San Francisco, wo sie Forschungen über weibliches Begehren anstellt.

Eine Trophäe des Teddy-Abends, nämlich der nach dem LSBT-Bürgerrechtler Harvey Milk benannte „Männer“-LeserInnen-Award darf da ruhig an einen Männerfilm gehen: *God's Own Country* (GB 2017), der in der rauen und wunderschönen Landschaft Yorkshires angesiedelt ist, aus der auch Regisseur Francis Lee stammt. Bei der Farmarbeit kommt es zur wortkargen Annäherung zwischen dem Bauernsohn und der Aushilfe. Setting, Handlung und Charaktere sind eindrucksvoll zwischen *Wuthering Heights* und *Brokeback Mountain* angesiedelt.

Weitere Auszeichnungen für Frauen beziehungsweise Gewinnerfil-

Leserjury der *Berliner Morgenpost* gehen an Ildikó Enyedis *Testről és lélekről* („Von Körper und Seele“, H 2017) und ihre kuriose Budapestener Schlachthaus-Liebesgeschichte.

Den Silbernen Bären als großen Preis der Jury erhielt zwar ein Mann, nämlich Alain Gomis für *Félicité* (F/SN/B/D/RL 2017), jedoch steht in seiner Story eine Sängerin, die sich mit Kind im Kongo durchschlägt, im Zentrum der Handlung. Den Silbernen Bären Alfred-Bauer-Preis verdiente sich Agnieszka Holland in Zusammenarbeit mit Kasia Adamik für *Pokot* (PL/D/CZ/S/SK 2017) und ihrem „subversiven Krimi“ mit charismatischer Protagonistin in idyllischer Landschaft.

Den Silbernen Bären für die beste Regie nahm Aki Kaurismäki für *Toivon tuolla puolen* („Die andere Seite der Hoffnung“; FIN/D 2017)

und seinen Traum von einer besseren Welt mit eigenwilligen Persönlichkeiten entgegen. Bei ihm spielen Frauen keine zentrale Rolle, aber er ist eben Kult.

Den Silbernen Bären als beste Dar-

rija (D 2016) von Michael Koch die männliche Hauptrolle. Darin zieht er als kleinkrimineller Unternehmer seine Kreise in Dortmund und fällt durch Machoallüren, Wortwitz und von ihm für den Film ausgewählter Falco-Musik auf.

digen Spielfilm vergeben. Dia-loglos handelt er von zwei jungen Männern, Abschied, Shoppinghölle und Wiedersehen. Nicolaas Schmidt erläutert die Wahl des Drehortes: „Die Einkaufsmeile suggeriert eine Form von

nale über den Status von Frauen in der Filmindustrie ausgetauscht haben. Einmal mehr mussten sie konstatieren, dass sich in diesen fünf Jahren zwar hier und da einmal etwas geändert habe, die Männer in der Filmbranche aber generell lieber unter sich blieben und man möglicherweise doch nicht um die Quote her-umkomme. Darüber sind sich allerdings nicht alle einig. Wie in den Vorjahren gab es auch bei diesem Treffen Kritik, dass man sich zu viel mit sich selbst be-schäftigte – und es die Männer in der Filmindustrie auch nicht leicht hätten, weil es generell zu viele FilmemacherInnen gebe. Die meisten Teilnehmerinnen wissen aber wohl, dass die Frauen nicht das Problem sind, sondern jene Männer, die sich in ihrer Vorherr-schaft durch Frauenpräsenz be-droht sehen. Wie schon James Baldwin in Bezug auf die Diskri-minierung von Afro-Amerikane-rinnen – und auch von Homose-xuellen (manchmal auch von wei-ßen Frauen, wenn sie sich dem Diktat des weißen Mannes wider-setzen) – festgestellt hat: Es kann keine Harmonie und Einigkeit in einer Gesellschaft geben, wenn Teile davon systematisch unter-drückt und benachteiligt werden. So wie Baldwin bereits vor 60 Jah-ren konstatierte, dass das Prob-lem bei den Weißen liege, die er gesellschaftlich betrachtet als antisexuell und identitätslos be-wertete, so liegt auch das Prob-lem der Unterrepräsentation von Frauen bei jenen, die Angst um ihre Privilegien haben und des-halb eine gerechte Gesellschaft verhindern.

ANETTE STÜHRMANN

Infos zu Filmen und Auszeichnungen gibt es unter www.berlinale.de



FOTO: ANETTE STÜHRMANN

Das Wiener Transition Queer Minorities Film Festival überreichte den Dokumentarfilm-Teddy an Regisseurin Hui-chen Huang für ihren berührenden taiwanesischen Film *Ri chang dui hua*.

stellerin erhielt Kim Minhee, die im Streifen *Bamui haebyun-eseo honja* (ROK 2017) von Hong Sang-soo eine Schauspielerin mimt, die sich eine Auszeit von ihrem Geliebten nimmt und nach Ham-burg reist.

Der Österreicher Georg Friedrich wurde mit einem Silbernen Bären als bester Darsteller für seine Rolle als in Berlin lebender und bisher abwesender Vater in *Hel-le Nächte* (D/N 2017) von Thomas Arslan gekürt. Den Sohn spielt Tris-tan Göbel, der bereits aus dem Er-folgsschlager *Tschick* (D 2016) be-kannt ist. *Helle Nächte* ist wie der andere Berlinale-Film mit Georg Friedrich – *Wilde Maus* (A 2017) – im Prinzip ein Männerfilm, in dem die Frauen als Nebenfiguren höchstens ein bisschen am Ego der Männer kratzen. Georg Friedrich spielt übrigens auch in dem im März angelaufenen Spielfilm *Ma-*

Dana Bunescu wird für den Schnitt an *Ana, mon amour* (RO/D/F 2016) – eine Liebe zwischen Vergangen-heit, Psychotherapie und rumäni-scher Gesellschaft – von Călin Pe-ter Netzer mit dem Silbernen Bären für ihre herausragende künst-lerische Leistung geehrt.

Chavela (USA 2017) von Catheri-ne Gund und Daresha Kyi errang mit der Story um die 2012 ver-storbene lesbische Sängerin Cha-vela Vargas, die mit ihren mexi-kanischen Rancheras die Welt eroberte, den zweiten Platz des Panorama-Publikumspreises für Dokumentarfilm. Unbedingt er-wähnenswert, wenn auch ohne weibliche Charaktere, ist *Final Stage* (D 2017). Um junge Filme-macherInnen zu „ermutigen, for-male Risiken einzugehen“, wird der Kompass-Perspektive-Preis/ Sonderpreis der Jury an Nicolaas Schmidt für den knapp halbstün-

Glücklichsangebot, doch die Geschäftskälte lässt keinerlei Raum für Traurigkeit. Die künst-liche Konsumwelt ist nicht nur ein Kontrast zur Natur, es geht um die Hoheit unserer Gefühls-welt. Der Film ist geprägt von den Lebenserfahrungen und -si-tuationen, in denen wir – ich und auch mein Producer Ray Juster – uns über die drei Jahre Produk-tionszeit befanden. Liebeskum-mer, filmhistorisches Interesse, das reale Erleben der ‚Hamburger Meile‘, der vermeintliche Druck der Gesellschaft zur Heiterkeit, wenn doch alles hässlich ist – das alles spielt eine Rolle.“

Trotz Sichtbarkeit und Präsenz von Frauen auf der Berlinale gibt es Schatten im Filmparadies, wie die IFFF-Frauen aus Köln und Dort-mund (vgl. Beitrag auf S. 39) wis-sen, die sich in den letzten fünf Jahren regelmäÙg auf der Berli-

Interview mit Teddy-Gewinnerin Hui-chen Huang „Leben ist immer Politik“

In ihrem Berlinale-Beitrag *Ri chang dui hua* („Small Talk“, Taiwan 2016), der mit dem Teddy für den besten Dokumentarfilm ausgezeichnet wurde, arbeitet die Regisseurin Hui-chen Huang ihre eigene Familiengeschichte auf und hinterfragt die Beziehung zu ihrer Mutter. Der Film, der die Mutter als lesbisch outet, erscheint zu einer Zeit, in der die TaiwanInnen die Öffnung der Ehe für gleichgeschlechtliche Paare kontrovers diskutieren. Im Dezember stimmte das Parlament einem ersten Gesetzesentwurf zu. Inzwischen machen die GegnerInnen der Homo-Ehe mit vehementen Protesten auf sich aufmerksam.

LN: Wie sehen Sie die Debatte, die gerade in Ihrem Land geführt wird?

Hui-chen Huang: Die LGBTQ-Bewegung in Taiwan befindet sich derzeit in einer entscheidenden Phase. Es ist gut, dass die Diskussion öffentlich geführt wird, die unterschiedlichen Meinungen gehört werden, ob nun pro oder kontra gleichgeschlechtliche Ehe. Schön wäre es, wenn sich die Leute, die sich bereits als homosexuell geoutet haben, verstärkt in die Debatte einmischen. Diejenigen, die ihre Orientierung noch verheimlichen, sollten sich outen, um zu zeigen, dass es keinen Grund gibt, sich zu schämen. Ich gehe davon aus, dass die TaiwanInnen sich letztlich für Gleichberechtigung und Menschlichkeit einsetzen. Das sind wichtige Werte, die uns alle betreffen, ganz gleich welcher sexuellen Orientierung wir sind.

In Ihrem Film geht es um Ihre Geschichte und die Ihrer Mutter. Wie kam es dazu?

Die Idee, etwas über mich zu erzählen, entstand 1998, als ich 20



Hui-chen Huang im LN-Interview

Jahre alt war. Zehn Jahre später veränderte sich die Richtung meines Filmes, und 2012, als meine Tochter geboren wurde, entschied ich, von der Beziehung zu meiner Mutter zu berichten. Dass ich fast zwanzig Jahre brauchte, um den Film zu beenden, interpretiere ich selber so, dass es für mich emotional schwierig war, mit dem Thema abzuschließen. Lange Zeit fehlte mir der richtige Zugang zu der Story. Der Film ist auch ein Anlauf, die Beziehung zu meiner Mutter zu kitten, jetzt, wo noch Zeit dafür ist.

Wollten Sie Ihre Mutter zum Sprechen bringen mit dem Film? Vorher hatten Sie ja eher politische Filme, zum Beispiel über ArbeiterInnen, Gewerkschaften und Arbeiteraufstände gemacht.

Die einzige Möglichkeit, mit meiner Mutter überhaupt ins Gespräch

zu kommen, war über das Filmen. Erst als ich die Kamera auf sich richtete, gab sie etwas von sich preis. Und es ist interessant, meine Mutter in Distanz zu mir und zur Kamera zu sehen. Sie erzählt

nicht nur als meine Mutter, sondern auch als Frau ihre Geschichte.

Haben Sie beim Filmen etwas über Ihre Mutter erfahren, von dem sie vorher nichts wussten?

Ja, auf jeden Fall. Ich wurde gefragt, ob es mich wütend gemacht hat, meine Mutter im Film mit ihren Freundinnen zu sehen. Tatsächlich ist das Gegenteil der Fall. Ich habe mehr über meine Mutter erfahren. Neue Aspekte ihrer Persönlichkeit kamen zum Vorschein, so dass ich sie jetzt besser verstehe.

Wussten Sie von den Freundinnen Ihrer Mutter, bevor Sie den Film drehten?

Ja, natürlich, die Freundinnen hatten doch immer mit uns gelebt, bis mein Kind geboren wurde. Erst da sind sie ausgezogen. Aber davor lebten wir jahrzehntelang unter einem Dach. Wobei es eine gewis-

se Fluktuation gab, einen Wechsel unter den Freundinnen.

Hat es Ihnen etwas ausgemacht, dass die Freundinnen in wechselnder Konstellation mit Ihnen und Ihrer Mutter lebten?

Als kleines Kind war ich eifersüchtig. Als ich erwachsen wurde, habe ich auch die Vorteile gesehen. Schließlich haben sich die Frauen auch um meine Schwester und mich gekümmert, als wir Kinder waren.

Sind Sie Ihrer Mutter durch den Film näher gekommen?

Bei der Premiere in Taiwan, als wir den Film zum ersten Mal zusammen auf der großen Leinwand sahen, merkte ich, dass wir uns näher gekommen waren. Seither hat sich die Beziehung noch weiter verbessert.

Ich hatte beim Anschauen des Filmes bereits den Eindruck, dass die Sprachlosigkeit zwischen Ihnen zum Teil gehoben werden konnte. Am Anfang wollte Ihre Mutter kaum antworten, und zum Schluss hat sie auch mal freiwillig erzählt.

Ich denke nicht, dass meine Mutter das so gesehen hat. Erst nach der Film Premiere ist sie auch auf mich zugekommen. Während des Filmens ging die Suche nach Nähe allein von mir aus.

Dazu, dass Sie als Kind sexuell missbraucht wurden, möchte Ihre Mutter im Film nicht Stellung beziehen. Hat sich das inzwischen geändert?

Meine Mutter spricht nicht viel. In meinem ganzen Leben hat sie

FOTO: ANETTE STIHRMANN

sich nie entschuldigt. Aber in ihren Taten zeigen sich Veränderungen. Über die sexuellen Übergriffe meines Vaters will sie nach wie vor nicht reden. Andererseits verurteile ich sie nicht und habe ihr das auch gesagt. Nachdem ich selbst Mutter geworden war, verstand ich, dass es absolut schockierend für eine Mutter ist, wenn so etwas passiert. Wobei ihr klar war, dass das Thema des sexuellen Missbrauchs zur Sprache kommen würde. Ich wollte, dass sie erfährt, was in dem Zimmer wirklich vorgefallen ist. Denn die Vorstellung, dass sie sich das ausmalt, wie es für mich gewesen sein könnte, ohne es genau zu wissen, wäre noch schlimmer.

Vor dem Film hat sie nie darüber gesprochen?

Es geht nicht darum, was sie sagt oder zugibt. Ich habe ihren Gesichtsausdruck gesehen und wie sie sich bewegt. Das sagt eine Menge aus, obwohl es scheinbar so wenig ist.

Glauben Sie, dass Ihre Mutter während der Filmarbeiten auch über sich selbst etwas erfahren hat?

Ja, denn als sie in ihr eigenes Elternhaus zurückkehrte, fand sie nicht nur Fotos und Erinnerungen, sondern der Film hat ihrem Leben einen neuen Sinn gegeben. Nach der Premiere gab es ein riesiges Publikumsecho. Sie hat Unterstützung erfahren und durch die positiven Erfahrungen neuen Mut geschöpft. Es war das erste Mal, dass sie ihr Leben auf der Leinwand, aus der Distanz gesehen hat. Nach der Filmvorführung war sie lange Zeit sehr glücklich. Normalerweise wechseln ihre Stimmungen mehrmals täglich. Aber nach dem Film hatte sie ganze 30 Tage lang gute Laune. Ich habe mitgezählt, deshalb weiß ich das so genau.

Wie ist sie damit umgegangen, dass der Film auch im Ausland gezeigt wird?

Sie hat sich Sorgen gemacht, ob man den Film in Europa überhaupt versteht. Aber nach der Berlinale-Aufführung hat sie gefragt, ob er auch in anderen Ländern gezeigt wird. Die Artikel zum Film, die in taiwanesischen Zeitungen erschienen sind, hat sie sogar ihren Freundinnen gezeigt. Und sie sammelt alle Fotos, auf denen sie zu sehen ist.

Hat der Film ihr auch geholfen, als lesbische Frau gesellschaftliche Anerkennung zu erreichen?

Der Film wird nach dem offiziellen taiwanesischen Kinostart Mitte April bestimmt zu Diskussionen anregen. Damit wären dann auch Veränderungen möglich. Was meine Mutter angeht, sie scheint sich nicht dafür zu interessieren, ob ihre Identität anerkannt wird. Sie selbst wusste ja immer, wer sie ist. Und das ist das Wichtigste.

Was ändert der Film für Sie selbst und in Hinblick auf die Verarbeitung Ihrer eigenen Erlebnisse?

Das ist ein langer Prozess, der weit über den Film hinausgeht. Für mich sind die Erlebnisse nicht in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart. In Taiwan redet man nicht über solche Dinge. Es ist fast wie ein Tabu. Dass ich darüber spreche, macht es für mich einfacher, mit den Erlebnissen und mit mir selbst umzugehen. Ich möchte die Gesellschaft für diese Tabuthemen öffnen. Denn es gibt viele Leute, die sexuellen Missbrauch erlebt haben und erleben. Ich glaube, dass ich durch den Film in der Lage bin, Menschen zu ermutigen, über ihre Erfahrungen zu sprechen.

Wie war das Feedback bisher?

Nach der Premiere sind viele Leute an mich herangetreten und haben gesagt, dass sie durch mich den Mut haben, sich mit ihren Familien auseinanderzusetzen. Ich selbst habe den Film so oft gesehen, ich weine nicht mehr darüber. Wenn ich aber höre, was andere Menschen erlebt haben, dann berührt mich das sehr. Ich fühle, dass der Film nicht nur mich, meine Familie und meine eigene Geschichte betrifft, sondern dass es eine gesellschaftliche Bedeutung gibt, nicht nur für Taiwan, sondern auch auf internationaler Ebene.

Und so ist der Film ja auch wieder politisch, nach den vielen politischen Filmen, die Sie vorher gemacht haben?

Ja, zumal Leben immer Politik ist. Alles ist Politik. Der Film ermächtigt vor allem auch Menschen wie mich, die einer unteren Klasse entstammen, unsere Geschichten zu erzählen und zu deuten.

Stimmt es, dass Sie nur drei Jahre zur Schule gegangen sind? Lesen und Schreiben haben Sie sich selbst beigebracht.

Meine Mutter ist die einzige Person in unserer Familie, die einen Grundschulabschluss hat. Als Kinder mussten meine Schwester und ich unserer Mutter bei ihrer Arbeit als Seelenbegleiterin bei Beerdigungen helfen. Für Schule und Lernen war keine Zeit. In meinem Land weiß man von staatlicher Seite nicht, wer zur Schule geht und wer nicht und wie es bei den Kindern zu Hause zugeht. Die Schulpflicht wird nicht durchgesetzt.

Wieso ist das so?

Bei Menschen meiner Herkunft ist es üblich, dass man keine Bildung hat. Auch heute noch gibt es viele Kinder, die nur unregelmäßig die Schule besuchen. Die arbeiten oft zwei Tage, bleiben der Schule in

der Zeit fern, und dann gehen sie wieder zwei Tage hin. Eigentlich sollte heute jeder die Schule bis zur neunten oder zehnten Klasse besuchen, aber der Schulbesuch ist immer noch eine Klassenfrage. Als ich als Kind wegen der Arbeit nicht zur Schule gehen konnte, habe ich viel gelesen: Arbeitsbroschüren und Kalender meiner Mutter, Comics von FreundInnen. Und ich habe viel Fernsehen geguckt, vor allem Filme. Durch die Untertitel lernte ich auch Englisch. Ab der dritten Klasse, meinem letzten Schuljahr, konnte ich mit dem Wörterbuch umgehen. Das war sehr wichtig für mich.

Haben Sie mit dem Film erreicht, was Sie wollten?

Drei Dinge wollte ich durch den Film aufarbeiten: Die Beziehung zu meiner Mutter, die Beziehung zu meiner Vergangenheit, die Beziehung meiner Mutter zu ihrer Vergangenheit. Die ersten beiden Teile habe ich erreicht, der dritte Punkt ist Sache meiner Mutter.

Hat es Sie überrascht, dass man Sie zur Berlinale eingeladen hat und Sie so einen großen Erfolg mit Ihrem Film haben?

Ja, sehr. Ich fühle mich wie in einem Traum. Vielleicht ist das alles hier ja auch gar nicht real. Vielleicht wache ich morgen auf, und es war tatsächlich alles nur ein Traum. Jedenfalls hat das Kino mein Leben verändert. In meiner Familie und in der sozialen Klasse, in der ich aufgewachsen bin, ist Kunst etwas, was ganz weit weg ist. Aber Kino und Film spiegeln wichtige Teile des Lebens und die Bedeutung von Leben wider. Ich fühle mich privilegiert, dass ich diese Kunstform benutzen darf, um über Menschen zu berichten.

INTERVIEW:
ANETTE STÜHRMANN